

# Zum Thema

Der Hunger gehört in die Schmutzdecke der Ideengeschichte. Seine Bewirtschaftung überlässt man in der Allmende des Geistes traditionell Sozial- und Wirtschaftshistorikern wie Fernand Braudel, der für den Mittelmeerraum beschrieb, wie Hunger Krankheit, Gefährdung und Tod der unteren Schichten beschleunigte, während die oberen ein gutes, vielleicht sogar luxuriöses Leben führten. Im Ideenhimmel hatte diese Notdurft nichts zu suchen; es galt, sie durch Reformen oder Revolutionen zu beseitigen.

Hunger ist kein Naturereignis, das die ärmeren Bevölkerungsschichten befällt, sondern er ist menschengemacht. Er wird zu einer destruktiven Idee: zu einem Instrument sozialer Disziplinierung, zu einer Waffe im Krieg, zum Beschleuniger eines Genozids. Die Bedeutung dieser Waffe bezeugt bereits der Melierdialog des Thukydides: Athen unterwarf die widerständigen Melier durch Belagerung, hungerte sie aus, und weder die Götter noch die Spartaner konnten helfen.

Bewusst hungern hingegen konnte nur, wer den Überfluss kannte. Asketen prüften sich und ihre Willenskraft, strebten nach innerer Reinigung und Transzendenz. Im 19. Jahrhundert faszinierten sogenannte Hungerkünstler, unter ihnen Giovanni Succi, der sich von einem Ärzteteam bei der Gewichtsabnahme beobachten ließ, und Auguste Victoria Schenk, das schaulustige Publikum durch Körperkontrolle. Mit dem Nahrungsmangel des Ersten Weltkriegs ebte das Interesse an solcher Hungerkunst zwar ab, aber sie wurde literaturfähig. 1922 erscheint Franz Kafkas Erzählung vom *Hungerkünstler*, der hinter den Gittern seines Schaukäfigs nicht einfach seine Rolle spielt, sondern sich der Welt überhaupt verweigert. Nichts schmeckt ihm – das Hungern selbst, das Sich-Aufzehren ist seine einzige irdische Freude. Kafkas *Hungerkünstler* hungerte postromantisch nach Liebe oder spiritueller Erleuchtung.

Zeitgleich begannen Aktivisten, durch Hungerstreiks politische Zwecke zu verfolgen. Mahatma Gandhi verweigerte die Nahrungsaufnahme, um gegen den britischen Kolonialismus und für die Rechte der «Unberühmbaren» zu demonstrieren.

Später streikten Angehörige der RAF mehrfach gegen die «Isolierhaft» und wurden zwangsernährt. Atomkraftgegner stellten die Nahrungsaufnahme ein, Sinti und Roma hungerten gegen Antiziganismus, die Letzte Generation für radikalen Klimaschutz.

Literarisch werden Hungerbilder in der Farbe Schwarz entworfen: In Gottfried Kellers *Grünem Heinrich* hungert die arme Mutter für ihren Sohn, der Künstler werden will. Sie ernährt sich von nichts anderem als einem selbsterfundnen Gericht, einer «schwarzen Suppe», die sie nur sonntags durch ein kleines Stück Fleisch ergänzt. Paul Celan modelliert den Farbkontrast in seiner *Todesfuge* zur «schwarzen Milch», die es zu trinken gilt. «Ist das ein Mensch?», fragt 1947 der Überlebende Primo Levi; er schildert den Kampf in Auschwitz um die mageren Essensrationen, die überlebenswichtige Bedeutung des Löffels. Für den Gulag scheint der technische Befund eindeutig: «Der Hunger ist ein Gegenstand», notiert Herta Müller in ihrem Roman *Atemschaukel*.

In unserer Gegenwart ist Hunger kein Schicksal, sondern vielmehr Ergebnis politischen und ökonomischen Handelns, oft ideengetrieben und selbst von Bildern und Imaginationen geprägt. Literaturhistorisch gehört es zu den paradoxen Beobachtungen, dass es ein aller Sprache und Ideen vorgelagerter physischer Mangel ist, der eine solch reiche Fülle an Literatur aus sich herausgetrieben hat. Mit einem Gespräch mit der Schriftstellerin Felicitas Hoppe über Knut Hamsuns epochalen Roman *Hunger* (1890) setzt dieser Schwerpunkt ein. Die moderne Literatur verzeichnet mit dem effektiv in Szene gesetzten Kontrollverlust der alten, geordneten Erzählwelt den Auftritt eines neuen, fiebrigen Erzählers, der in der eigenen Logik des Wahnsinns hinter dem Rücken des Autors das Geschehen voranpeitscht. Auch von diesem Irren namens «Hunger» handelt die vorliegende, sich aus vielen Fundstücken aus dem Literaturarchiv speisende Ausgabe unserer Zeitschrift.

Jens Hacke  
Sandra Richter